Nro. 95.

Westfälischer Anzeiger.

Dinstags, den 26sten November 1805.

Nützliche Stiftungen.

Aus dem Paderbörnischen.

Dem religiösen Sinne des ehrwürdigen Alterthums verdanken wir den größten Theil derjenigen Institute, aus welchen jetzt noch die Cultur des Volkes hervorgeht. Der Geist der Zeit scheint immer mehr den religiösen Enthusiasm zu verdrängen, der unsre Vorfahren beseelte, und an seine Stelle tritt eine kalte Verständigkeit, unter der das Herz, verloren in den äussern Verhältnissen des Lebens, zu jeder großen That erlahmt. Für jeden, der nicht schon ganz fortgerissen ist vom Strome des Zeitgeistes, muß es daher eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn, wenn ein edles Weib zur Bildung der Jugend ein wohlthätiges Institut errichtet, und sich durch Hindernisse und Aufopferungen mancherley Art nicht abschrecken läßt, ihr großes Werk zu vollenden.

Die edle Frau von Oynhausen zu Grevenburg gab uns dieses seltene Beyspiel, welches jeden Menschenfreund erfreulich ansprechen muß. Gerührt von der Rohheit der sie umgebenden Landleute, beschloß sie — eine Protestantin — für die, ihrer Gerichtsbarkeit untergebenen catholischen Dörfer eine Schule zu stiften. Ihre Umstände erlaubten ihr nur 250 Rthlr. diesem edeln Zwecke zu widmen. Was sonst zum Bau eines Schulhauses u. zum Schulfond erfordert wurde, hoffte sie im festen Vertrauen auf die Vorsehung, durch milde Gaben edler Menschen für ihr Institut zu erwerben. Ihr eignes Herz war ihr der Gewährsmann für ihren Glauben an die Menschheit und an die Vorsehung, und so siegte ihre Beharrlichkeit über die schiefen Deutungen, Verlegenheiten u. Mühseligkeiten, die sich mit jedem Schritte ihrem Unternehmen entgegenstellten. Edel ist es, wenn ein Reicher von seinem Ueberflusse ein gemeinnütziges Institut errichtet; aber gewiß, es gehört mehr Glaube, mehr Selbstverläugnung und Beharrlichkeit dazu, um so für Menschen zu wirken, wie diese edle Frau es that. Doppelt ehrwürdig erscheint sie, wenn man sieht, wie sie neben ihrer gemeinnützigen Thätigkeit anspruchlos jede Tugend der Häuslichkeit übt, und mit musterhafter Treue der Erziehung ihrer Kinder lebt. Aber der Segen des Himmels und die Liebe edelgesinnter Menschen begleiteten sie auf ihrer muthvollen Bahn. Jetzt, im 4ten Jahre ihrer Arbeit, sieht sie schon die Blüthen ihres edeln Thuns. Schon steht in Sommersell ein zweckmäßig eingerichtetes Schulgebäude, in welchem

die Kinder mehrerer Dörfer des Unterrichts Wohlthat genießen. Mit dieser Schule ist eine Arbeitschule verbunden, welche diesen Winter ihren Anfang nehmen wird. Die Stifterin glaubte denen, welche ihr Unternehmen unterstützt haben, eine öffentliche Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Beyträge schuldig zu seyn; sie glaubte zugleich, die Erfahrungen, welche sie bey er Stiftung dieser Anstalt gemacht hatte, verdienten eine öffentliche Bekanntmachung. So entstand das Büchlein, welches die Stifterin unter dem Titel: Geschichte einer neuen Schulstiftung nebst der Veranlassung, in Briefen von W. an ihre Freundinn Louise, zum Vortheil der Stiftung. Bielefeld 1805, herausgab.

Sie war anfangs entschlossen, die Materialien einem unsrer vorzüglichen Schriftsteller zur Bearbeitung zu übergeben; aber einer ihrer Freunde rieth ihr, was sie selbst gefühlt und erfahren hatte, auch selbst zu schreiben, damit diese Schrift ein Mittel würde, wodurch ihr von theilnehmenden Menschen alles würde, was noch nöthig ist, um der Stiftung Dauer u. möglichste Vollkommenheit zu geben.

Anspruchlos und ohne Schmuck erzählt sie ihrer Freundin, wie die Vorsehung, oft wunderbar, ihren Glauben belohnt, und wie edle Menschen ihr frommes Werk unterstützt haben. Der Leser fühlt sich gehoben durch ihren religiösen Glauben; erwärmt durch ihre Liebe und angezogen durch den menschlich edeln Verein, in welchem Menschen aus allen Stände- und Confessionen, nahe u. fern, zusammen wirkten, um das fromme Beginnen eines edeln Weibes zu fördern. Manche Leser werden vielleicht nicht überall sich zu der religiösen Ansicht der Verfasserin erheben können, aber der Glaube an eine höhere Welt, so oder anders ausgesprochen, ist ja der Inbegriff aller Religion; und dieser Glaube, wie er so lebendig aus einer schönen weiblichen Seele spricht, findet in jedem Menschen, dessen Herz einen religiösen Sinn bewahrte, einen verwandten Ton. Die Verfasserin vergißt überall in der Erzählung sich selbst, und weiset nur hin auf das, was die Vorsehung durch edle Menschen that. Nur zuweilen nimmt ihr Geist, fortgerissen von der Wärme ihrer Empfindung, einen höhern Schwung, und verräth eine ihrem Geschlechte seltene Reife.

Noch eine Bemerkung. Die Art, mit welcher bekannte und unbekannte Freunde die Stifterin unterstützten, war meistens eben so edel, als die Beyträge selbst. Man sieht, wie der reine schöne Sinn der Stifterin auf so viel Menschen wirkte, ihren Sinn veredelte und sich gleichsam verähnlichte.

Wer wird nicht mit dem Einsender in den Wunsch einstimmen, daß die edle Frau von Oynhausen, welche nun schon 4 Jahr mit rastloser Thätigkeit an der Begründung ihres Instituts arbeitete, bald das Ziel ihres frommen Strebens erreiche? Das, was an einem angemessenen Schulfond noch fehlet, ist sehr wenig im Vergleich gegen das, was schon durch ihre Bemühungen erworben ist. Möchte die eben erwähnte, zum Besten der Schulstiftung herausgegebene Schrift die Stifterin dem Ziel ihres Unternehmens entgegenführen! Wer wird nicht mit dem Einsender an der Stiftung und an der Stifterin ein lebhaftes Interesse

nehmen, und nach Kräften beytragen, diesen Wunsch zu realisiren?

B.

Litterärgeschichte.

Noch etwas über die verloren gegangene Handschrift des Masius.

Herr Stevens in Sevenaer hat meine Anfrage wegen der syrischen Handschrift des Masius, die ich in dem 89sten Stück des vorigen Jahres wieder in Erinnerung brachte, der Aufmerksamkeit gewürdigt. Ich erkenne dieses mit Dank, und wünsche, daß auch andere es der Mühe werth halten mögen, der Sache weiter nachzuforschen. Hr. Stevens schreibt mir unter dem 26sten März, daß in der dortigen Gegend keine Klöster seyen, als das Franziskaner-Kloster zu Elten; es sey aber nicht zu vermuthen, daß die Handschrift dort aufbewahrt werde. Diese Vermuthung, die doch noch zur Gewißheit müßte erhoben werden, gründet sich wohl allein auf die Nachricht, die mir Hr. Stevens zugleich mittheilt. Er macht mich nähmlich darauf aufmerksam, daß das vor einigen Jahren herausgekommene Dictionaire des hommes illustres die Nachricht enthalte, daß die in ihrer Art einzige Handschrift des Masius in die Hände des bekannten Gelehrten Daniel Ernest Jablonski gekommen sey. Darauf gründet er nun die Vermuthung, daß der Codex des Masius in Berlin zu suchen seyn möchte, wenn ihn der Sohn jenes Gelehrten, der verdienstvolle Paul Ernest Jablonski nicht nach Frankfurth an der Oder gebracht habe. Diese Nachricht und Vermuthung war mir schon vorher aus andern Schriften bekannt. Da sie aber ganz unzuverläßig ist, und ich hieraus sehe, daß sie durch das Dictionaire des hommes illustres aufs neue ist verbreitet worden: so ist es wohl der Mühe werth, den Ungrund derselben etwas näher aufzudecken, damit sich andere durch diese unzuverläßige Sage nicht weiter täuschen lassen.

J. E. Grabe, welcher im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine neue Ausgabe der Alexandrinischen Uebersetzung unternahm, gab 1707 den ersten Band, welcher den Octateuch enthielt, zu Oxford heraus. In den Proleg. C. III. §. 5. machte er auch auf die Masiussche Handschrift aufmerksam, und forderte alle Alterthumsforscher auf, ihm behülflich zu seyn, diese Handschrift, welche er nicht habe auffinden können, zu entdecken, und ihm alsdann davon Nachricht zu geben. Weil er hoffte, daß er die gesuchte syrisch-hexaplarische Handschrift des Masius noch bey den übrigen historischen Büchern des A. Test. zur Berichtigung des Textes der Siebenzig würde benutzen können: so setzte er die Ausgabe des zweyten Bandes einstweilen aus, und lieferte 1709 den vierten oder letzten Band, worin die Psalmen, der Hiob und die dem Salamo beygelegten Schriften nebst dem Sirach enthalten sind. Grabe erzählet dieses selbst in den diesem Bande vorgesetzten Prolegomenen C. IV. §. 9, und bemerkt zugleich, er sey von seinem ältesten Freund, Daniel Ernest Jablonski, benachrichtiget worden, daß die so lange gesuchte Handschrift des Masius sich auf einem Dorf in der Nähe von Herborn unter den Büchern des verstorbenen Herbornischen Philologen J. a Lent befinde; und daß ihm diese Nachricht aus Herborn von dem D. Schramm sey mitgetheilt worden. Grabe

sagt weiter, er habe sich darauf durch Briefe den Besitz oder doch wenigstens den Gebrauch dieser Handschrift zu verschaffen gesucht, er habe aber keine Antwort erhalten. Nicht lange nachher starb Grabe zu Oxford 1711, und ließ sein angefangenes Werk unvollendet. Nach seinem Tode benutzte sein Freund, Franz Lee, das, was Grabe bereits gesammelt hatte, und gab den zweyten Band, worin die übrigen historischen Bücher geliefert wurden, 1719 heraus. Als auch Lee hierauf starb, besorgte ein Ungenannter den noch rückständigen dritten Band, welcher zu Oxford 1720 erschien. In den Prolegomenen, welche Lee dem zweyten Band vorsetzte, wird C. III. 2. von dem Masiusschen Codex gesagt: den Gebrauch dieser so lange gesuchten Handschrift habe endlich Jablonski erhalten, eben derselbe, welchen Grabe zuerst davon benachrichtiget habe; wenn sie nun von diesem Gelehrten zum Druck würde befördert werden: so würde man daraus dasjenige, was in der Grabischen Ausgabe noch fehle, ergänzen können. Auf diese Nachricht gründete sich nachher Breitinger, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Siebenzig 1732 den Jablonski feyerlich aufforderte, die Ausgabe der Masiusschen Handschrift zu beschleunigen oder ihm den Gebrauch derselben zu verstatten. Auch Kennicol nahm jene Angabe als richtig an, und wiederhohlte in seiner Dissert. II. super ratione textus Hebr. S. 374. den Wunsch, daß die Handschrift von Jablonski möchte herausgegeben werden. Alles beruhet hier auf der Richtigkeit jener Bemerkung von Lee, die man insgemein auf guten Glauben angenommen hat. Auch das Dictionaire des hom. illustr. hat ohne Zweifel seine Nachricht aus dieser Quelle geschöpft. Sie hat aber wirklich keinen Grund, und es ist gar nicht zu begreifen, wie Lee schreiben konnte: hujus codicis usum tandem obtinuit Jablonskius. Aus allen Umständen muß man vielmehr schließen, daß Lee sich übereilt habe. Hätte Jablonski, der seinem Freund Grabe die Handschrift des Masius zu verschaffen suchte, und deswegen auch bey Schramm zu Herborn nachfragte, die Handschrift selbst bekommen: so würde er sie gewiß auch seinem Freunde überlassen, oder ihm doch den Gebrauch derselben verstattet haben. Wie hätte er nach seiner bekannten Denkungsart seinen Freund, dessen Hoffnung er genährt hatte, so täuschen können? Auch ist es nicht wohl denkbar, daß Jablonski diese ihm selbst merkwürdige Handschrift, wenn sie erst nach Grabe's Tode in seine Hände gekommen wäre, sollte ungenutzt liegen gelassen, und auf die Aufforderungen der Gelehrten, die ihn wiederhohlt um die Herausgabe oder Mittheilung derselben ersuchten, ganz stille geschwiegen haben. Auch von seinem Sohn ist dieses bey dem großen Interesse, das er für biblische Litteratur hatte, nicht zu vermuthen. Doch die Sache wird durch die Nachricht, die der jüngere Scholz bey seinem Aufenthalt in England erhielt, völlig entschieden. Scholz theilte Kennicot die Nachricht mit, daß P. Ernest Jablonski, der Freund seines Vaters, gestorben sey, und dies gab Gelegenheit, daß er sich noch besonders wegen der Masiusschen Handschrift zu Berlin erkundigte. Er erhielt aber die bestimmte Antwort zurück, daß weder Jablonski noch sein Vater jemahls diese Handschrift gesehen oder besessen habe. Kenni-

cot hat dieses selbst in den Zusätzen zu seiner Dissertation S. 556 noch bemerkt. Jene durch Lee verbreitete Nachricht ist also wohl sicherlich ungegründet. Auch die Nachricht, daß sich die Handschrift unter den Büchern des Prof. a Lent befunden habe, scheint eine bloße Sage zu seyn, die weiter keinen Grund hat. Vielleicht veranlaßte der Umstand, daß a Lent aus Cleve gebürtig war, und wohl gar mit Masius noch verwandt seyn konnte, zuerst diese Sage, die Schramm ganz treuherzig an Jablonski schrieb, aber nachher ganz anders befand. Schon dieses, daß Grabe auf seine Briefe keine Antwort erhielte, macht die Sache verdächtig; noch mehr aber der Umstand, daß auf der Herbornischen Bibliothek der Catalog von den Büchern des Prof. a Lent noch aufbewahrt ist, unter welchen sich aber die Masiussche Handschrift gar nicht findet. Dr. Rossi, der sich etwa vor 28 Jahren in Herborn darnach erkundigen ließ, hat dieses schon in seinem Specimen ineditae et hexaplar. Bibliorum versionis Parmac. 1778. S. 3. bemerkt. Hätte man bey der Ausarbeitung des Artikels in dem Dictionaire des hom. ill. nur diese letzte Schrift benutzt: so würde jene ungegründete Behauptung nicht aufs neue seyn wiederhohlt worden.

So viel sieht man hieraus, daß es bey weitem noch nicht entschieden ist, wohin die Masiussche Handschrift gekommen ist. Die Wichtigkeit der Handschrift verdient es inzwischen, daß man noch darauf achtet und die Sache ferner untersucht. Es würde ein großer Gewinn für die biblische Critik seyn, wenn man die Handschrift in den hiesigen Gegenden auf der rechten oder linken Seite des Rheins oder sonst irgendwo auffinden könnte.

Duisburg den 30sten May.

H. A. Grimm.

Schulanstalten.

Wie sich die Zeiten ändern!

Eine historische Parallele.

Noch sind es keine dreißig Jahre, als Friedrich der Große, König von Preußen auf den Vorschlag seines geheimen Finanzraths Brenkenhof befahl, daß die Invaliden durch Schulmeister-Stellen versorgt werden sollten *). Schön und edel war der Beweggrund des Monarchen; denn „die Leute — sagte Er — meritiren, untergebracht zu werden, indem sie ihr Leben und Gesundheit für das Vaterland gewagt haben.“ Allein wie ist's möglich — fällt jetzt gewiß jeder Leser hier ein — daß der Geist eines Friedrichs sich selbst so weit verlieren, und daß Er dem Zwecke der Versorgung seiner braven Krieger, die Krankheit oder Alter unfähig zum Kriegsdienste gemacht hatte, den höhern Zweck der Menschenbildung aufopfern konnte? Wie mochte ein großer Mann, als Er, dem Mensch und Menschengeschichte keine unbekannten Dinge waren, es übersehen, daß kein Grundpfeiler des Staats haltbarer und ausdauernder sey, als gerade der, der auf einem religiösen und sittlich-guten Unterricht ruhet? Und daß ohne diesen Reiche in Trümmer zerfielen, die einer Ewigkeit zu trotzen schienen? — Wir übersehen, daß bloß le-

*) Man sehe „Character Friedrichs des II. Königs von Preußen, von dem Kön. Preuß. Oberconsistorial-Rath und Director des Berliner Gymnasiums Büsching.“

sen, schreiben und rechnen die Mittel nicht seyen, den Menschen zu sichern gegen Unglauben oder Aberglauben — sein Herz zu veredeln, und ihn tüchtig zu machen zum vernünftigen Gebrauche seines Willens — aus ihm einen willigen Verehrer des Regenten und seiner Gesetze, einen Bürger, der warm sein Vaterland liebt, der fried- und rechtliebend gegen seine Mitbürger, arbeitsam in seinem Berufe, und mäßig im Genusse ist, und so gute Väter und gute Mütter zu schaffen? — Wir übersehen, daß der Unterricht der Jugend keine leichte Sache, und die Fähigkeit dazu, selbst durch die sorgfältigste Bildung und Vorbereitung der Lehrer, nur selten bis zu einiger Vollkommenheit erreichbar sey? — Wie mochte dem durchdringenden Blicke Friedrichs die Betrachtung entgehen, daß nicht bloß Kenntnisse, sondern vorzüglich Sinn und Liebe für das wichtige Geschäft, zweckmäßige Methode, die Kunst „mit Kindern Kind zu seyn, und sich zu ihrer Fassungskraft herabzulassen" und viele Geduld den guten Lehrer ausmachen? — Und nun, wie konnte der große Mann zu dieser schweren Bestimmung den Invaliden anweisen, der in Reihe u. Gliedern zum Schulamte nicht vorbereitet wird, und dem es an den übrigen wesentlichen Eigenschaften in der Regel fehlen muß, weil diese, gewiß höchst selten nur, Begleiter der körperlichen Schwäche oder des Alters sind; und weil die Art der Disciplin mit ihren Correctionsmitteln, woran der Invalide zeitlebens gewohnt ward, für eine zweckmäßige Leitung der Kinder durchaus unbrauchbar ist? u. s. w.

So war's noch kaum vor dreißig Jahren, Aber Dank dem Genius der Menschheit! Er winkte, und — es ward besser. Keine Finanzräthe, keine Brenkenhofs gibt es mehr, die das Amt eines Jugendlehrers — das wichtigste im Staate, möchte wohl nicht zu viel gesagt seyn — als ein Mittel zur Versorgung der Invaliden ihrem Fürsten empföhlen *). Wo wäre in unsern Tagen ein Fürst, der nicht ganz den Werth einer guten Erziehung seiner Unterthanen fühlte, und nicht gern einen Theil der Staats-Einkünfte auf das große Werk verwendete, das den schönsten Glanz seinem Nahmen — seinem Throne festeste Stütze gibt, und — der ganzen Menschheit glücklichere Tage bereitet? Wir sehen eigene Landes-Stellen errichtet mit dem erhabenen Auftrage, die große Angelegenheit der Volksbildung in allen Zweigen zu leiten — und Lehrinstitute bestimmt, selbst die zu ihrem wichtigen Berufe erst vorzubereiten, und gründlicher auszubilden ihre Anlagen, deren Händen der Staat sein Kostbarstes anvertrauen will. Wir sehen dieses, und haben Ursache, der bessern Zeit uns zu freuen, und durch thätige Mitwirkung zu danken der Vorsehung, die in einem allmähligen Stufengange alles zur Reife bringt. Seyen wir aber auch in dem Gefühle dieser bessern Zeit nicht ungerecht gegen die, die vor uns lebten! Denn auch schon damahls erkannte man den Mißgriff des großen Königs; und — so erzählt der Biograph desselben — „das geistliche Departement und das Oberconsistorium thaten gleich anfänglich, als das Jahrhundert der Invaliden seinen An-

*) Sollten in irgend einem Ländchen noch ähnliche Geister der Finsterniß spuken: so müssen wir mitleidig bedenken, daß die aufsteigende Sonne nicht gleich alle Winkel erleuchtet.

fang nehmen sollte, alles, um es zu verkürzen und weniger schädlich zu machen." Aber die Vorsehung wollte es, daß auch ein großer Mann irren sollte, vielleicht — um der Wahrheit dereinst größere Stärke zu verschaffen, und größere Dauer.

Gute Beyspiele.

Die reformirte Gemeine zu Wülfrath, im Bergischen, ist jetzt im Begriffe, eine neue Schule zu bauen. Bis jetzt mußte sich der dortige, verdienstvolle Schullehrer Herr Rütgers, mit einer großen Anzahl Kinder, in einem ganz ungeeigneten Zimmer, das über der Kirche angebracht ist, plagen. Jetzt hat das Konsistorium, neben der Wohnung des Schullehrers ein Haus gekauft und abbrechen lassen. Auf diesen Platz soll die Schule, 34 Fuß lang, 25 Fuß breit, und 12½ Fuß hoch, gebauet werden. Die Einrichtung ist gut; aber sie würde noch besser seyn, wenn man so viel mehr anlegte, und auch eine neue Wohnung für den Schullehrer erbaute, oder wenigstens über die neue Schule noch einen Stock anbrächte, damit die eingeschränkte Wohnung des Schullehrers, die überdem wenig Festigkeit mehr hat, etwas geräumiger würde. — Möchte das dortige Konsistorium diese Bemerkung des Nachdenkens würdigen!

Auch die lutherische Gemeine zu Mettmann wird bald ein neues Schulhaus bauen, da das alte durch die Wegnahme der Pforten jeden Tag den Einsturz droht. Die Regierung hat ein halbjähriges Sammeln der Beyträge im Lande erlaubt.

— —der.

Vaterländische Producte.

Die Kinderwelt.

Von allen den verschiedenen Welten, deren es in unserer sublunarischen mehrere gibt, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, (z. B. politische, hof- und gelehrte, Kaufmanns-, adeliche und bürgerliche Welt), ist keine, wenn wir unser Herz befragen wollen, so interessant, als — die Kinderwelt. Das fühlten alle große und edle Menschen alter und neuer Zeit. Sokrates und Jesus, Archytas und Agesilas, Heinrich IV und Gustav Adolf, Luther und Pestalazzi ließen die Kindlein zu sich kommen. Der weise Israelit und Grieche fanden bey ihnen, was sie auf dem großen Menschenmarkt vergeblich suchten. Darum nahmen sie dieselben in ihre Arme und herzten sie. Archytas, der Held und Gesetzgeber von Tarent, erfand für die Kinder seiner Sclaven die Klapper, wofür ihm Aristoteles mit Recht einen unsterblichen Namen beylegt; und die beyden Helden und Menschen, Agesilas und Heinrich IV, vergaßen ihre Schwerdter und Kronen, und ritten mit ihren Kindern auf Rohrstäben. Woher dieses? Der große und gute Luther gibt den Grund an, wenn er sagt: „die Kindlein sind die feinsten Spielvögel, sie reden und thun alles einfältig, von Herzen und natürlich. An den Alten hat man solche Gnade nicht, es fleußt nicht, und gefällt nicht so wohl, denn was gefärbt ist, verliert die Gunst, und machet nicht so viel Lust, als das, so vom Herzen natürlich zugeht." — Das eben war es, was jene edlen Menschen zu dieser kleinen Welt aus der großen hinüberzog, daß es so natürlich darinnen zugeht. Wie ganz anders in der

großen, weß Nahmens und Standes sie auch seyn mag! Man kann wahrlich nicht solche Gnade an ihr haben; es fleußt nicht und gefällt nicht so wohl. — Welcher Contrast könnte stärker seyn, als der, der die Zusammenstellung dieser kleinen mit der großen Welt bilden würde! Wo findet sich reine Einfalt und Unschuld, lautere Freude und Frohsinn, Wahrheit und Aufrichtigkeit, wahre Freyheit und Gleichheit, als in einer, versteht sich, nicht durch Orbile und Eltern verkrüppelten, sondern nur frey sich entwickelnden Kinderwelt! Hier ist die lebendige Natur! —

Und so wie in der Natur ein Geist lebet, der sich in ihren schönen Formen ausspricht; so auch in dem Leben und Weben, Wirken und Spielen der Kinderwelt. In der Kindheit liegt etwas Göttliches. Wandelten nicht auch die Himmlischen unter den Menschen, als diese noch Kinder waren? — Zuweilen spricht die Kindheit dieses Göttliche in Worten aus, (— so wie der kleine Cyrus seinem königlichen Großpapa in kindlicher Sprache die Wahrheit sagt, als ob die sieben Weisen in ihm wohnten, oder der Knabe Cato in Einem „Nein!“ die Beharrlichkeit eines gesammten Senats und den Charakter seiner Nation ausdrückt; und sind nicht noch Homers Gesänge Laute der Kindheit?) — öfters aber stellt sie es in ihrem Leben und Spielen dar. Kurz — in der Kinderwelt ist die Poesie d. h. die Bildungskraft und Sprache der Götter zu Hause.

Man hat sich in mancherley Büchern und Schriften so viel mit der Kindheit beschäftigt. Noch kürzlich haben ihre Spiele an einem unserer vorzüglichsten Pädagogen einen trefflichen Lobredner gefunden! Warum fand denn jene Poesie in der Kinderwelt noch niemand, der sie poetisch darstellte. Im Kleinen u. Einzelnen ist dies zwar mehrmahls geschehn. Wer kennt nicht z. B. Matthisons Kinderjahre? Aber ein Ganzes wurde noch nicht daraus gebildet.

Dieses wird ein Gedicht versuchen, das in einigen Wochen erscheinen soll, unter dem Titel: die Kinderwelt *). Die 4 Gesänge desselben sind, als ein Naturgemälde, nach den Jahreszeiten überschrieben; die Jugendwelt der alten Griechen bildet darin die Staffirung, die Alltagswelt den Contrast. Es handelt vom Steckenpferd u. Bucephal, von dem Zaunkönig und Alexander dem Großen, vom Pfennigpfeifchen und der Sphärenmusik, von der Puppe und der Königin Semiramis, von Homer u. der Cikade, von Hübner und Pestalozzi u. s. w. Denn vor der Kinderwelt gilt kein Ansehn der Person. — Daß darin viel Lustiges vorkommen werde, läßt sich von den feinen Spielvögeln, die darin agiren, nicht anders erwarten; daß es aber auch mitunter am Ernsten nicht mangeln dürfte, kann man der Poesie wohl zutrauen, die die Sprache der Blumen des Feldes u. der Vögel des Himmels versteht u. liebt. Für diejenigen, die kein Interesse für das Kleine haben, ist das Gedicht nicht. Denn diese haben auch kein Interesse für das Große. Ein Freund der Spielvögel muß man seyn, um an ihren Spielen Ergötzung, und ein Spiel mit ihnen erbaulich zu finden. So viel meinen westfälischen Landsleuten, denen die Anzeige eines neuen westfälischen Landesproducts billig zuerst gebührt. F. A. Krummacher.

*) Bey Bädeker u. Comp. mit einem Kupfer von Cornelius und Thelott, Socrates unter den Kindern vorstellend.

Der in Nro. 85. d. W. Anz. befindliche Aufsatz unter der Rubrik: Miscellen, ist nicht von Hrn. Wagenknecht in Schwelm, wie auf Verlangen bezeugt wird.

d. Red.